

REZENSIONEN

Einzelrezensionen

Andrea Allerkamp: *Anruf, Adresse, Appell. Figurationen der Kommunikation in Philosophie und Literatur*. Bielefeld (transcript) 2005. 383 S.

Mit ihrer Habilschrift verfolgt Andrea Allerkamp ein dreifaches Anliegen: die Aufschlüsselung von Anruf, Adresse und Appell als rhetorischer Figuren (9-11), die Ausweisung eines durch diese Figuren aufgemachten ethisch-politischen Szenarios (15-17, 31-41) sowie die Rückwendung der Problemstellung auf Methoden und Strategien der Wissenschaft von der Literatur (347-350). Anhand so unterschiedlicher philosophischer und literarischer Texte wie denen von Augustinus, Dante, Angelus Silesius, Hölderlin, Kierkegaard, Mallarmé, Rosenzweig, Kafka, Benjamin und Delbo unternimmt Allerkamp ein stets materialreiches close reading. Jede Einzellektüre soll die spezifische Machart und Reichweite der Anrede als einer rhetorischen Figur für eine ihrer kultur- und medienhistorischen Facetten paradigmatisch aufzeigen. Allerkamps methodische Fixpunkte liegen (trotz eines einleitenden Streifzuges durch Heideggers, Althusser, Austins, Derridas und Butlers Theorien der Anrede [41-79]) in Paul de Mans und Bettine Menkes Arbeiten zur rhetorischen Struktur der *Prosopopoiia*.¹ Diesen folgend fasst die Autorin sprachliche Anrede als einen das angesprochene Objekt und damit den gemeinsamen Raum des Kommunizierens erst konstituierenden Akt. Entsprechend ist nie im Voraus entscheidbar, ob der Akt der Anrede überhaupt ein Gegenüber erreichen kann. Doch davon, dass dieser Grundlegungsakt bereits gelungen ist, muss jegliche Teilnahme an Kommunikation ihrerseits ausgehen – und hat das Gegenüber so bereits auf die sich in der Anrede aussprechenden Maßgaben reduziert gemacht (14-16).

Im Zeichen dieser Spannung präsentiert Allerkamp die Triade ihres Titels als historische Abfolge. Ein ›Anruf‹ ergeht an die göttliche Macht, welche nicht zuletzt den sprachlichen Bezug zu den Anderen mit Sinn autorisieren soll (85-91). Doch wo das Anrufen einer sinnstiftenden Kraft von Sprache nötig erscheint, stellt sich mehr und mehr die Frage, inwieweit Gott oder die Sprache zu dieser Sinnstiftung überhaupt befähigt sind. In der Geschichte des sakralen Anrufs zeigt Allerkamp so anhand von Augustinus, Silesius, Rosenzweig und Benjamin einen Trend weg von Gott und hin zur Befragung der Sprache. Dies exponiert eine grundsätzlich aporetische Struktur des Gründungsaktes, der er selbst bloß dort sein kann, wo seine Kraft zur Gründung im Unsicheren verbleibt (133-144).

Mit der Säkularisierung wird im 18. Jahrhunderts die Anrede eines körperlich abwesenden weltlichen Gegenübers wirkungsmächtig. Parallel zur Genese des Postsystems sieht Allerkamp das einzelne Subjekt mehr und mehr mit seiner Adresse verrechenbar, die einerseits Einzigartigkeit verspricht und das Subjekt andererseits innerhalb der

1 Man, Paul de: *Autobiographie als Maskenspiel*, in: Ders.: *Die Ideologie des Ästhetischen*, aus dem Amerikanischen von Jürgen Blasius, Frankfurt a.M. 1993, 131-145; Menke, Bettine: *Prosopopoiia. Stimme und Text bei Brentano, Hoffmann, Kleist und Kafka*, München 2000.

Raster staatlicher Kontrolle einbettet (187-194). Die Verweltlichung des Anrufs in die persönliche Adressierung erweist sich als ähnlich aporetisch, da die Adresse immer bloß einen Ort im postalischen Raster anvisieren kann, die dabei angestrebte Singularität aber verfehlen muss (195-202). Die Analysen Allerkmops schreiben in der neuen kulturellen Formation der nunmehr autonomen Literatur ein kritisches Potential zu, das auf Singularität beharren kann, indem es das Scheitern von Teleologie ausstellt und parodiert. Allerkmops Gewährsmänner sind Hölderlin, dessen diffizile Widmungen ihr Misslingen in den literarischen Text einarbeiten (145-186), sowie Kierkegaard (202-226), Mallarmé (226-243) und Kafka (243-263), deren Schriften das teleologische Prinzip der Adressierung ironisieren und mit Humor ins Leere laufen lassen.

Als katastrophischen Gegenpol zur literarischen Kritik der Adresse bestimmt Allerkmop jene Anrede, die ihr mögliches Fehlgehen ausblendet: Wer durch einen Appell angesprochen wird, findet sich auf einen bloßen Empfänger reduziert. Unter Rückgriff auf die einschlägigen Arbeiten Giorgio Agambens² bestimmt die Autorin den Appell in den NS-Konzentrationslagern als Paradigma für diese Verabgründung der Anredestruktur. Der organisierte Massenmord an den Lagerinsassen findet sich durch ihre symbolische Entindividualisierung im Appell vorbereitet (305-334). Eine literarische Gegenstrategie sieht die Autorin in den Zeugnisbüchern Charlotte Delbos inszeniert. Deren Texte über den Lageralltag bedienen sich Strategien der Auslassung und Sinnentstellung, um die Opfer produzierende Appellstruktur durch Unlesbarkeit zu konterkarieren (334-345).

Damit ist ein kühner Bogen zu Allerkmops drittem Anliegen geschlagen: der Problematik einer Wissenschaft einer von der Anrede her verstandenen Literatur. Als zu lesender stellt der literarische Text ebenfalls eine Anrede dar, die von den Lesenden auf je singuläre Art aufgenommen oder verweigert werden kann. Diese strukturelle Ungewissheit korrespondiert der widerständigen Unlesbarkeit aus Allerkmops letztem Beispiel und wendet den Blick auf die Gesamtstruktur ihres Buchs: Das Nebeneinander detaillierter Textanalysen, die nur lose durch ein Oberthema und eine historische These (nicht aber durch historisches Nacheinander) verknüpft sind, wendet diese These nicht bei der Materialwahl an. Die analysierten Texte sollen beispielhaft für die Problematik bestimmter rhetorischer Figuren stehen und weniger die historische These fundieren. Stattdessen zielt ihre Heterogenität gerade auf die Problematik einer klassifizierenden und rasternden Literaturwissenschaft, in welcher Text wie Lektüre der Singularität verlustig gehen (347-349). Damit bringt die Autorin ihrerseits ebenfalls eine gewisse ›Unlesbarkeit‹ ihrer Studie hervor. In der Textnähe der Einzelanalysen drohen die übergreifenden Fragestellungen manchmal aus dem Blick zu geraten. Unklar bleibt etwa das Verhältnis von historischer Verfallsgeschichte und innerrhetorischer Aporie in der Triade von Anruf, Adresse und Appell. Mit ihrer eigenen Unlesbarkeit geht die Studie aber durchaus offensiv um, indem sie sich nicht als letztes Wort zur Figuration der Anrede (d.h. als ihren Appell) begreift, sondern als die Öffnung ihres Objekts für weitere Analysen und Lektüren, wie es der letzte Satz pointiert: »Und so warten auch die hier verknüpften Fäden nun darauf, aufgenommen und weiter verarbeitet zu wer-

2 Agamben, Giorgio: *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*, aus dem Italienischen von Hubert Thüning, Frankfurt a.M. 2002; *Was von Auschwitz bleibt. Das Archiv und der Zeuge. Homo sacer III*, aus dem Italienischen von Stefan Monhardt, Frankfurt a.M. 2003.

den.« (353) Dies mag vor allem für die ergebnisreichen und größtenteils äußerst gelungenen Einzelanalysen gelten.

Martin Jörg Schäfer

Hélène Barrière u. Nathalie Peyrebonne (Hg.): *L'ivresse dans tous ses états en littérature*. Arras (Artois Presses Université) 2004. 352 S.

Hinter dem französischen ›ivresse‹ schwanken die deutschen Pendants zwischen ›Trunkenheit‹ und ›Betrunkensein‹; entsprechend staffelt sich die Spannweite der 22 Beiträge einer Tagung, die im November 2001 in Arras stattfand und die sich in vier Hauptpartien gliederte. Die Deklination der poetologischen Möglichkeiten im Umgang mit Trunkenheit oder auch Trunksucht (›ivrognerie‹) überrascht nicht wirklich, insofern sie sich bewegt vom sozialen Normverstoß des Trinkens, das ja in moderater ritueller Variante als integrationsfördernd gilt, über dessen bewusstseinsweiternde Wirkung und die im Trunk verborgene Chance zur Stimulation des Schöpferischen bis hin zur Freisetzung des Eros. Wo Alkoholismus als gesellschaftliches Risikoverhalten an herausragenden Figuren literarischer Texte demonstriert wird, handelt es sich bei den philologischen Analysen um Spielarten der thematologischen Literaturwissenschaft. In diese Kategorie fallen naturgemäß Überblicke über Trinkercharaktere und Alkoholexzesse im Erzählwerk etwa Hans Falladas (P. Vaydat) oder Heimito von Doderers (G. Sommer), hinter denen sich zuweilen eine Philosophie des Trunks anzukündigen scheint. Einen Ausdruck, der viel geringere Distanzierungsmechanismen zulässt, findet die Liebe zum Wein in der Lyrik, für die stellvertretend Gedichte von Constantin Carafy und Luis Antonio de Villena stehen (C. Terrasson).

Die provokative Bewertung des Alkohols als enthemmendes Rauschmittel stellt sich zu Recht unter die ethnologische Formel ›Trunkenheit und das Heilige‹. Hier wird der Exzess bei den Azteken nicht völkerkundlich, sondern indirekt im Spiegel eines zeitgenössischen Berichts des Bernardino de Sahagún (1577) diskutiert (C. Val Julian), oder es wird die alttestamentarische Geschichte von Noah in einer Art neutypologischer Exegese bis zu Christus geführt (J. Sys). Hier werden aber auch die Metaphorik Victor Hugos vom Wein der Unendlichkeit (E. Godo) und die notorische serapiontische Trinkerrunde E.T.A. Hoffmanns (J.-J. Pollet) evoziert, welch letztere eine literaturwissenschaftliche Umschau über den Zusammenhang von realem, platonischem, textuellem und inspiratorischem Trinken erst komplett macht. Solche literarisch fruchtbaren Trunkenheiten veranschaulichen Beiträge zu Miguel Angel Asturias (N. Salamanca), André Gide (J.-M. Wittmann), Christoph Ransmayr (H. Barrière), Charles Baudelaire (L. Zimmermann) und (man muß traurigerweise stets schreiben: natürlich) Joseph Roth (F. Weinmann).

Über die einzelnen Texte wertende Bemerkungen zu verstreuen, hieße nur, die unvermeidliche Ungerechtigkeit der Besprechung von Sammelbänden willkürlich zu vertiefen, doch seien einige durch das Thema oder den spezifizierten Ansatz auffällende Essays wenigstens exemplarisch markiert. Dazu gehört auf jeden Fall ein Versuch über die Darstellung der Trunkenheit in der Comic-Literatur (C. Delesse), die zurzeit immer intensiver im Verbund literarischer narratio-Konzepte diskutiert wird. Überhaupt ist die